

## DANKE

Ich danke Mayte Recio und ihrem Partner Nacho von der Madrider Tierschutzorganisation ANICA, ohne deren mühevollen Recherche ich diese Geschichte nicht hätte schreiben können. Nur durch ihren beharrlichen Einsatz war es möglich, die wichtigsten Meilensteine aus Suris Leben zu rekonstruieren.

Doy las gracias a Mayte Recio de la asociación madrileña ANICA y a su pareja Nacho sin cuyas intensas pesquisas no me habría sido posible escribir esta historia. Sólo gracias a sus averiguaciones me fue posible la reconstrucción de los hitos más importantes en la vida de Suri.



Ihr Fell war stumpf geworden. Ihre Rippen standen hervor. Sie war bis auf die Knochen abgemagert. Von der einst wunderschönen Hündin war nichts mehr zu sehen. Zusammengerollt lag sie da, den Blick ruhig und ergeben auf die hintere Wand der Transportbox gerichtet. Unglücklich blinzelte sie in die Dunkelheit, die sie wie ein schwarzes Tuch umhüllte, und gab sich still dem Schicksal hin, das der liebe Gott ihr zugedacht hatte.

Traurig und mutlos lauschte sie dem monotonen Geräusch des Motors.

Suri Anica konnte sich nicht daran erinnern, wann alles anders geworden war. Ihre Geschichte begann zunächst genauso wie die unzähliger anderer Welpen in Spanien auch. Sie begann an einem heißen Sommertag, irgendwo in Madrid. Damals hieß sie natürlich noch nicht Suri Anica. Genau genommen hieß sie nicht einmal Suri. Sie hatte gar keinen Namen. Sie war ein kleines schwarzes Fellknäuel, das mit geschlossenen Augen vertrauensvoll auf das Leben hoffte.

Suri hatte sieben Geschwister. Alle waren tief-schwarz. Sie zu unterscheiden fiel schwer. Einer

sah aus wie der andere. Nur Suri nicht. Ihr hatte der liebe Gott vier weiße Pfötchen und eine weiße Schwanzspitze geschenkt. Suri wusste nicht, dass sie anders aussah als ihre Geschwister. Aber selbst wenn sie es gewusst hätte, es wäre ihr egal gewesen. Zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens zählten nur die Liebe und die Zuwendung ihrer Mutter. Nichts war in diesen Tagen für Suri und ihre Geschwister wichtiger, als sich bei ihr satt trinken zu können, um schließlich in ihrer wärmenden Obhut einzuschlafen.

Suris Mutter war eine bildschöne Hündin. Eine irische Setterhündin namens Ginessa. Sie war reinrassig und hatte einen Stammbaum. Ihre Besitzer hatten sie für viel Geld nach Spanien importieren lassen. Sie waren stolz darauf, einen so edlen Hund auf ihrem Grundstück zu halten. Jeder, der an dem Landhaus vorbeikam, bewunderte die Anmut dieser Hündin. Für ihre Besitzer hatte sie nicht den Status eines Familienmitgliedes. Man hatte sie nicht gekauft, weil man sich eine treue Gefährtin wünschte. Es ging vielmehr darum, seinen Wohlstand zu zeigen.

Als Ginessa nicht einmal ein Jahr alt war, bekam sie Besuch von einem groß gewachsenen schwarzen Rüden, der in der Gegend herumstromerte. Ginessas Besitzer hatten nichts von der Zuneigung der Hunde bemerkt. Sie hatten auch nicht bemerkt, dass Ginessas Bauch schon bald dicker und dicker wurde, und sie oft stark hechelte. Immer häufiger musste sie sich im Schatten ein

ruhiges Plätzchen suchen. Ihre Familie bekam die Veränderung nicht mit. Sie bemerkten auch nicht, dass Ginessa an einem heißen Tag im Juli 2004 acht gesunden Welpen das Leben schenkte. Erst viel später, Ginessas Schönheit hatte durch die Geburt und das Säugen ihrer Welpen gelitten, wunderten sie sich über das stumpfe Fell und ihren ausgemergelten Körper. Das sollte ein reinrassiger Hund mit Stammbaum sein?

Suri und ihre Geschwister waren ungefähr drei Wochen alt, als man sie bemerkte, sie in eine Holzkiste setzte und fortbrachte. Im Flur eines Einkaufszentrums, nahe Madrid, endete ihre kurze Reise.

\*\*\*

Lucía saß auf dem alten Marktplatz im Schatten eines Olivenbaumes und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Früher, bevor sie Miguel kennengelernt hatte, war sie oft mit ihren Freunden hier gewesen. Mitten auf der Plaza Mayor, da, wo die Zeit etwas langsamer zu vergehen schien als im Rest der Stadt.

Lucía mochte diesen Ort. Er war lebendig und warm. Die Menschen saßen auf den Restaurantterrassen und hörten den Straßenmusikern zu. Touristen versammelten sich in seiner Mitte, um zu plaudern, zu dösen oder Gitarre zu spielen. Vor den Arkaden hatten die Künstler ihren Platz, um ihre Staffeleien aufzubauen und auf Kundschaft zu warten.

»Eine Welt ohne Alltag!«, dachte Lucía für sich und erinnerte sich traurig an die Worte des Therapeuten, den sie schon seit einiger Zeit regelmäßig aufsuchte.

»Sie werden Ihrem Mann nicht helfen können!«, hatte er ihr versichert. »Wenn Sie für sich etwas ändern wollen, dann sollten Sie sich von ihm trennen!«

Genau das aber wollte Lucía nicht. Sie liebte ihren Mann und sie wollte alles versuchen, um diese Liebe zu retten. Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie so viel für einen Mann empfunden. Sie wollte ihn nicht verlieren. Sie glaubte noch immer fest an das, was einmal war. An die Zeit, in der keiner von ihnen daran zweifelte, dass ihre Liebe jemals enden würde.

Lucía lehnte sich zurück und sah in den Himmel. Keine einzige Wolke war zu sehen. Die Sonne brannte unermüdlich auf die alten Pflastersteine. Wie sollte ihr Leben nun weitergehen? Sie hatte für Miguel ihr eigenes Leben aufgegeben. Was sollte aus ihr und ihrem Sohn Pedro werden, wenn Dr. Cuatero recht hatte, mit dem, was er behauptete?

»Lucía!«, hatte er ihr nachdrücklich erklärt, »Ihr Mann hat als Kind eines Alkoholikers gelernt, nur die Gefühle zu zeigen, die erwünscht waren, unabhängig davon, ob er sie wirklich empfunden hat oder nicht. Er hat die Verwirrung seiner Empfindungen mit in sein heutiges Leben genommen. Nicht zuletzt dadurch ist er selbst zum Alkoholiker geworden.«

Lucía nickte für sich. Es war noch gar nicht so lange her, dass sie mit Miguel die schönsten Augenblicke ihres Lebens verbracht hatte. Er war ihr so nah wie niemand zuvor. Das Trinken aber hatte ihn verändert. Er war schon lange nicht mehr der Mann, den sie einst kennengelernt hatte. Miguel dachte nur noch an sich, an seine Bedürfnisse, an seine Wünsche. Oft endeten ihre Gespräche im Streit, und er hatte ihr an den Kopf geworfen, dass er nichts mehr für sie empfinden könne, und dass es besser wäre, wenn sie sich trennen würden. Er merkte nicht, dass er ihr damit furchtbar wehtat. Dr. Cuatero hatte oft genug versucht, ihr klarzumachen, dass es das Beste wäre, gemeinsam mit ihrem Sohn ein neues Leben zu beginnen.

Sie vergrub das Gesicht in ihren Händen und weinte. Die Zeit mit Miguel hatte sie verändert. Früher war sie eine selbstbewusste Frau gewesen, die mit beiden Beinen fest im Leben stand. Aber die Zeit an seiner Seite hatte davon nicht viel übrig gelassen. Dennoch wollte sie die Wirklichkeit nicht wahrhaben. Aber war sie es ihrem jetzt schon 10-jährigen Sohn nicht schuldig, die Dinge in ihrem Leben wieder gerade zu richten, um mit ihm in Zukunft ein unbeschwertes Leben aufzubauen?

Wie ein Film rasten die letzten Jahre an Lucía vorbei. Vom ersten Tag an hatte Miguel ihren kleinen Jungen wie seinen eigenen Sohn geliebt. Pedro war gerade ein Jahr alt geworden, als er seinen leiblichen Vater durch einen Unfall verloren hatte. Er war auf dem Weg zu seinem Grundstück nach

Pedrezuela, auf dem er für sich und seine Familie ein Heim bauen wollte, von der Schnellstraße abgekommen.

Lucía war danach lange allein geblieben. Erst viele Jahre später hatte sie Miguel kennengelernt. Sie war eine Freundin seiner Schwester Cesara, die gemeinsam mit ihrem Mann Felipe ein Landhaus im selben Vorort von Madrid gekauft hatte, in dem auch Miguel lebte. Auf der Einweihungsparty stand er ihr plötzlich gegenüber. Es war Liebe auf den ersten Blick. Doch schon am nächsten Tag musste Miguel dann beruflich ins Ausland. Drei Monate blieb er fort. Er schrieb Lucía während dieser Zeit unzählige Briefe. Er erzählte ihr von sich und seinem Leben. Jedes Detail aus seiner Vergangenheit schilderte er ihr haarklein und ganz genau. Nichts ließ er aus. Auch aus seiner Alkoholkrankheit machte er kein Geheimnis, allerdings hatte Lucía keine Ahnung davon, was es bedeutet, sich auf einen Menschen einzulassen, der alkoholkrank ist. Als sie sich ein viertel Jahr später wieder sahen, wusste sie so vieles aus seinem Leben, dass sie das Gefühl hatte, bereits lange Jahre an seiner Seite verbracht zu haben. Damals wohnte sie mit Pedro in einer sehr großen Wohnung mit Dachterrasse mitten in Madrid. Sie mochte ihr Leben in der Großstadt, die Lichter, die Farben und den Trubel. Miguel hingegen zog schon immer die Ruhe und Abgeschiedenheit vor. Er ertrug das Stadtleben nicht. Aus diesem Grund hatte er sie in Madrid auch nie besucht. Aber das störte sie nicht. Sie fühlten sich gemeinsam sehr wohl auf seiner Finca.

Pedro hatte dort immer viel Spaß gehabt. Er liebte den großen Swimmingpool, in dem er nach Lust und Laune planschen konnte und den Garten, in dem er tobte und spielte, soviel und solange er wollte. Lucía besuchte Miguel gern in dem kleinen Madrider Vorort, und als er sie später fragte, ob sie und Pedro nicht zu ihm ziehen wollten, überlegte sie nicht lange. Ihr Glück schien vollkommen. Miguel war der liebevollste Mensch, den sie je kennengelernt hatte. Sie ahnte damals nicht, wie sehr der Alkohol ihn schon bald verändern und beherrschen würde.

Lucía sah auf die Uhr. In einer Stunde würde Pedro zu Hause sein und in zwei Stunden waren sie bereits mit Miguel im Einkaufszentrum in Eurovillas verabredet. Sie war so tief in ihren Gedanken gefangen gewesen, dass sie die Zeit vergessen hatte. Sie griff ihre Tasche und machte sich auf den Weg.

\*\*\*

Niemand hatte in dem hektischen Treiben, das um diese Zeit in dem Einkaufszentrum herrschte, die Kiste wahrgenommen, die einsam an der hinteren Wand neben der Rolltreppe im Untergeschoss stand. Auch das leise Weinen, das aus ihrem Innern kam, hatte niemand vernommen. Die Besucher des Einkaufszentrums eilten und hasteten umher und waren mit sich und ihren Besorgungen beschäftigt.

Als Lucía und Miguel in den überdachten Passagen des »Centro Comercial« ankamen, war es

bereits früher Abend. Die Hitze lag noch immer flirrend in der Luft. Aus den Lautsprechern in den Geschäften dröhnte die Stimme eines unbekanntenspanischen Sängers, der im Obergeschoss mit einem Liveauftritt die Besucherzahlen steigern sollte.

Miguel konnte die Menschenmengen und das Gedränge kaum ertragen. Es war ihm nicht möglich, die Geräusche zu filtern. Alles nahm er wahr. Und während die Leute um ihn herum lachend und lärmend durch die künstliche Einkaufswelt trampelten, verzweifelte er fast daran, dass das nicht leiser und weniger gedankenlos ging.

Lucía und Miguel liefen durch den Flur des Untergeschosses, als sie in all dem Trubel plötzlich Pedros Stimme vernahmen. »Papá! Papá! Schnell – kommt her – hier bin ich – hier drüben«, rief er aufgeregt, während er vor einer Holzkiste hockte und den Deckel einen Spaltbreit geöffnet hielt. »Papá! Beeilt euch!«

Als Miguel die Kiste sah, ahnte er bereits, was Pedro entdeckt hatte. Immer wieder las man in den Zeitungen davon, dass die Leute ihre Tiere neuerdings in Einkaufszentren oder anderen belebten Orten aussetzen. Gegen den Strom der Masse kämpfte er sich zurück zu Pedro. Er riss den Deckel der Kiste hoch und starrte erschrocken auf acht Welpen. Auf acht kleine Leben, die irgendwer zum Sterben hier in diesem unerträglichen Lärm und der sengenden Hitze abgestellt hatte. Zwei der Welpen versuchten sofort, aus der Kiste zu

entkommen. Die anderen lagen ganz still nebeneinander. Nur einer versuchte noch, auf sich aufmerksam zu machen. Er lag auf dem Rücken und ruderte mit seinen kleinen Pfötchen hilflos in der Luft.

Miguel griff nach den beiden Welpen, die immer wieder versuchten, sich über den Rand der Kiste zu hangeln. Mit zitternden Händen drückte er die beiden kleinen Fellchen an seine Brust und plötzlich standen Tränen in seinen Augen. »Wie kann das sein?«, fragte er sich. »Wie kann das möglich sein, dass Hunderte von Menschen an dieser Kiste vorbeilaufen und sie nicht wahrnehmen?« Er konnte kaum noch atmen. In der Luft, die ihn umgab, schien er förmlich die Gleichgültigkeit und die Rohheit der Menschen zu spüren.

»Miguel!«, hörte er die Stimme Lucías, die in diesem Augenblick angelaufen kam. Aber er reagierte nicht. »Miguel!«, sprach sie ihn noch einmal an. »Wir müssen sie sofort in die Veterinärklinik bringen! Ein paar von ihnen atmen kaum noch.«

Miguel sah seine Frau an und nickte. Aber er war wie blockiert. Er starrte nur auf die zwei kleinen Leben in seinen bebenden Händen.

»Miguel, hörst du mich? Was ist mit dir?«, fragte sie, und als er immer noch nicht reagierte, nahm sie ihm, ohne eine Antwort abzuwarten, die beiden Welpen aus der Hand und setzte sie wieder zurück zu den anderen in die Kiste.

»Pedro!«, ordnete sie unmissverständlich an, »am Ende des Flurs auf der rechten Seite ist die Praxis von Dr. Sanchez. Lauf dorthin und sag ihm,

dass wir acht Welpen bringen, die sofort versorgt werden müssen. Beeil dich, sie schließen in ein paar Minuten.«

\*\*\*

Miguel starrte Dr. Sanchez sichtlich verwirrt an. »Was genau soll das heißen?«, fragte er schließlich nach. »Was wollen Sie damit sagen, die beiden werden auch keine Chance haben?«

Dr. Sanchez sah zu den beiden Welpen, die das stundenlange Martyrium in der aufgeheizten Holzkiste überlebt hatten und mittlerweile friedlich in einem für sie viel zu großen Hundekorb eingeschlafen waren. »Sie sind zu jung«, antwortete der Tierarzt, der die Tragik dieser Geschichte mit erschreckender Gelassenheit betrachtete. »Es tut mir leid, ähnliche Fälle haben wir hier jeden Tag. Die Leute setzen uns andauernd ihre Welpen vor die Tür. In den meisten Fällen sind sie noch jünger als dieser Wurf.«

Miguel zog die Stirn in Falten und schüttelte verständnislos den Kopf. »Ich verstehe Sie nicht. Ich weiß immer noch nicht, was sie mir damit sagen wollen. Sie sind doch Tierarzt. Sie müssen doch wissen, wie man diese Welpen retten kann.« Er war bereits sehr laut geworden. Da Lucía seine Wutanfälle sehr gut kannte, stand sie auf und fasste ihren Mann am Arm. »Miguel, Dr. Sanchez will damit sagen, dass die beiden Welpen einfach zu jung sind, um allein zu überleben – ohne ihre Mutter werden sie es nicht schaffen!«